

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Samstag, den 22. November.

1924.

(16. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Soen Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vertauschte Rollen.

Mit Wohlbehagen tat Asbjörn Krag ein paar Züge aus der duftenden Zigarette und schickte seinem Gegenüber zitternde kleine Rauchwolken ins Gesicht.

Der Amerikaner sah ihn durchdringend an. Er wartete offenbar auf die Entscheidung. Und der Detektiv war nun davon überzeugt, daß es jenem nur galt, ihn, seinen gefährdeten Widersacher, unschädlich zu machen. Es galt tatsächlich vielleicht sein Leben, und die Karte, die er nun auszuspielen gedachte, mußte ihn retten, sonst war er verloren.

„Beeilen Sie sich“, sagte der Fremde. Und seine Hand zuckte krampfhaft um den Revolverkolben.

„Es ist nicht mehr viel zu sagen“, begann Krag.

„Hören Sie, was ich beantragt habe.“ Bei diesen Worten wollte er die Asche von seiner Zigarette schlagen. Er hatte heftig geraucht, so daß die Asche glühte. Gleichgültig steckte er die glühende Spitze in den Aschbecher, der die Magnesiumbombe enthielt.

Das wurde seine Rettung. Die Bombe explodierte mit einem gewaltigen Knall, das Zimmer füllte sich mit Rauch.

Und in demselben Augenblick waren die Rollen vertauscht: Die Explosion kam ja für Asbjörn Krag nicht unerwartet, und er mußte den Moment benutzen. Selbst ein so nervenstarker und stahlharter Mann wie der Amerikaner mußte in einer solchen Lage für einen Augenblick die Fassung verlieren. Er fuhr zurück, die Revolvermündung kam aus ihrer Richtung. Und dieser Moment der ersten Überraschung genügte für Krag. Pflötzlich warf er sich über den anderen wie ein Tiger.

Der Revolver flog dem Amerikaner aus der Hand und tanzte über den Teppich hin.

Es kam zu einem kurzen furchterlichen Ringen. Der Fremde war sicher stärker als sein Gegner, aber Krag war um so geschmeidiger, und seine langen, sehnigen Arme umklammerten den anderen in einer unlösbaren Umarmung.

Beide suchten in die Nähe des Revolvers zu gelangen. Da der Amerikaner erkannte, daß er der Unterliegende war, machte er einen verzweifeltsten Versuch, die Kehle des Gegners zu packen, aber Krag antwortete ihm mit einem Griff um den Unterteller, einem echten, gefährlichen Stützgriff, der den anderen für einen Augenblick völlig lähmte. Krag benutzte diesen Augenblick, setzte sich zunächst um der Sicherheit willen in den Besitz der Waffe und eilte dann an den Schreibtisch, wo er aus einem Fach ein Paar solide Handschellen nahm, die er mit einem einzigen Griff um die Gelenke des Amerikaners legte. Zur weiteren Sicherheit fesselte er ihn auch noch an den Füßen. Vollkommen ohnmächtig lag nun der Fremde auf dem Boden. Als er wieder zum Bewußtsein kam, suchte er sich zu erheben, fiel aber mit einem wütenden Fluch zurück.

„Sie sind nicht der vollendete Gentleman, für den ich Sie hielt“, sagte Krag.

„Soeben noch sahen Sie mich in der gleichen hilflosen Lage, doch Sie hörten mich nicht so machtlos

Redensarten ausstoßen. Es gehört zu den ersten Pflichten eines wahren Gentlemans, sich in jeder Lebenslage beherrschen zu können.“

Der andere zählte zwischen den Zähnen ein paar erbitterte Worte.

Krag verbeugte sich ironisch.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Was beabsichtigen Sie mit mir zu tun?“

„Gar nichts“, sagte Krag.

„Gedenken Sie vielleicht, mich in dieser verfluchten Stellung liegen zu lassen?“

„Allerdings“, antwortete der Detektiv. „Sie errieten meine Absicht vollkommen.“

„Wie lange?“

„Das hängt von den Umständen ab. Jedenfalls so lange, bis ich die andere ehrenwerte Gesellschaft abgefangen habe.“

„Sie irren sich“, schäumte der Fremde, „wenn Sie glauben, daß ich mich ohne weiteres hierin finden werde. Das ist ja ein Überfall auf einen Wehrlosen!“

Asbjörn Krag lächelte.

„Befinden Sie sich im Besitz eines Mittels, um sich gegen den Überfall aufzulehnen?“ fragte er. „Oder wären Sie so schlau, aus dieser Ihrer Lage heraus den Weg auf die Straße zu finden?“

Damit befestigte er zum Überschuß noch ein zweites Paar Fesseln an den Beinen des Verbrechers.

„Ich werde um Hilfe rufen“, sagte der andere. „Ich bin amerikanischer Bürger, ich habe hier im Lande kein Unrecht begangen, die Polizei wird kommen, und Sie werden eine schöne Strafe zu zahlen haben.“ Vollkommen außer sich, rief er schließlich aus: „Ich fordere zwanzig, vierzigtausend Dollar Entschädigung!“

Der Detektiv fand des anderen Unvermögen, sich zu beherrschen, höchst lächerlich.

„Da ich trotz allem glauben will“, sagte er, „daß Sie ein gebildeter Mensch sind, werde ich davon absehen, Ihnen auch noch einen Knebel in den Mund zu stecken. Aber da Sie hier ganz ungestört sein wollen, werde ich meiner Haushälterin einige Anordnungen geben.“

Krag betrachtete den Amerikaner und blinzelte scherzhaft.

„Sollten Sie zu laut schreien“, sagte er, „oder irgendwie unbändig werden, so soll sie zur Polizei schicken, die Sie dann schleunigst nach einem ruhigeren Platz befördern wird. Was ich Ihnen nun sage, hat keine besondere Bedeutung, aber Sie sollen immerhin wissen, daß Sie, solange Sie sich hier befinden, nicht verhaftet sind.“

Der Detektiv hatte inzwischen zweimal nach seiner Haushälterin geklingelt, sie kam jedoch nicht. Sie pflegte sonst die Pünktlichkeit selbst zu sein. Er beschloß, ihr im Fortgehen Bescheid zu sagen.

Er versah sich mit einer neuen Magnesiumbombe, steckte den schmalen, eleganten photographischen Apparat in die Tasche, setzte sich den Hut auf, nickte dem sich immer noch wütend auf dem Boden windenden Amerikaner zum Abschied zu und verließ das Zimmer. Sorgfältig verschloß er die Tür hinter sich.

Aber nun geschah etwas Unerwartetes und Merkwürdiges.

Wie wir wissen, lag Krags Arbeitszimmer zu innerst der Wohnung. Daneben lag das Schlafzimmer, und war die Tür des Schlafzimmers geschlossen, so hörte man vom Arbeitszimmer aus nicht, was in der übrigen Wohnung vorging. Dieses hatte nämlich, wie ein Telephonkiosk, gefütterte Wände, und daher drangen Laute von draußen nur schwer hinein.

Das ist gleichzeitig die Erklärung dafür, daß der Amerikaner sich vollkommen still verhielt während der Szene, die sich nun abspielte. Er hörte einfach nichts davon.

Krag verschloß also die Tür hinter sich und wollte durch das Schlafzimmer gehen, als er in ganz unerwarteter Weise aufgehalten wurde.

Zwei Männer, die hinter den Möbeln versteckt gelegen hatten, sprangen hervor. Ehe Krag noch Zeit gefunden hatte, sich zu verteidigen, hielten sie ihn beide umklammert wie in einem Schraubstock.

Krag hatte sie sofort erkannt. Seltsamerweise war sein einziger Gedanke bei diesem Überfall das Bedauern über den Verlust einiger weiterer kostbarer Minuten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In dem Außenzimmer.

Es waren die beiden Amerikaner, die über Krag hergefallen waren und ihn überrumpelt hatten. Ihre Abgabe in dieser Kunst erkannte Krag daran, daß sie ihm im nächsten Augenblick Handfesseln angelegt hatten.

„Endlich hätten wir Sie also fest“, sagte der eine von ihnen, der Führer, Mr. Franklin. „Sie haben uns lange genug geschadet, nun haben Ihre Seitensprünge ein Ende.“

„Meine Herren“, sagte Krag mit großem Gleichmut, „ich bedaure, daß es Ihnen gelungen ist, mich so zu überraschen und mir jede Möglichkeit zur Gegenwehr zu nehmen. Ich muß Sie nun bitten, mir einen Dienst zu erweisen.“

„Natürlich“, antwortete der Amerikaner höflich, „Sie dürfen von unserer Seite jedes Entgegenkommen erwarten; aber Sie waren uns in dieser Sache so sehr im Wege, daß wir dem ein Ende machen mußten. Heute abend wird etwas geschehen, wobei wir Ihre Einmischung nicht dulden können; da müssen wir Sie drauhen halten. Deshalb blieb uns nichts übrig, als Sie unschädlich zu machen. Doch Sie können vollkommen ruhig sein, es wird nur wenige Stunden dauern.“

„Es wird etwas geschehen?“ fragte Krag. „...e meinen wohl auf dem Ball heute abend in Frau Hages Pension?“ Ihre Vermutung kann stimmen.“

„Diesen Ball haben Sie in einer bestimmten Absicht angeordnet, meine Herren.“

Sie suchten das nicht zu leugnen.

„Und Sie glauben, aus diesem Arrangement irrenden Vorteil ziehen zu können in dem heimlichen Kampf, den Sie gegen einen unbekanntem Feind führen?“

„Feind ist vielleicht nicht das rechte Wort. Aber wir gestehen, daß wir uns einen Vorteil verschaffen wollen.“

„Und Sie haben den Verdacht, daß ich Ihnen dabei vielleicht hinderlich sein könnte?“

„Nicht nur das. Wir hegen beide den wohlbegründeten Argwohn, daß Sie Ihr Möglichstes tun werden, um unsere Pläne zu durchkreuzen.“

Fortsetzung folgt.

Toten Sonntag.

Die Nebel tropfen leise nieder
Wie Tränen, die der milde Herbsttag weint,
Grau lauten Wolken an dem grauen Himmel,
Und keine milde Sonne scheint.

Die Trauer geht mit leisen Schritten
Und wehmet Herz von Grab zu Grab.
Ein Wind steigt auf und streift mit rauhen Händen
Die letzten goldnen Blätter ab.

Die Toten sind um uns und mahnen:
„Gedenke, daß du sterblich bist!“
Und doch ist tief in unster Brüst ein Ahnen
Von einem Licht, das unvergänglich ist.

Dans Gåssen.

Das soll unser einziger Trost sein . . .

Gott ist in allen Kreaturen mächtig, übt seine Gewalt, tötet und macht lebendig. Denn der Schlaf ist anders nicht denn der Tod und der Tod ein Schlaf. Was ist unser Tod anders, denn ein Nachtschlaf? Denn gleich wie durch den Schlaf alle Müdigkeit und Mattigkeit weicht und aufhört, die Kräfte des Geistes aber kommen wieder, daß einer des Morgens frisch aufsteht, wird sein lustig und stark; also werden wir auch am iunaken Tage wieder auferstehen, als hätten wir nur eine Nacht geschlafen und werden frisch und stark sein.

Das soll unser einziger Trost sein, daß wir des Wortes Kraft hier im Leben sollen fühlen und sonderlich dazumal, wenn das letzte Stündlein hertritt, daß alsdann der Tod um des Wortes willen dem wir glauben, gleich wie ein Schlaf sein soll. Denn das Wort macht seine launke Leute und stille fröhliche Herzen, die in Anakten nicht veragen noch ungeduldig werden, sondern lassen es alles überhin geben, trösten sich des allein, daß sie einen gnädigen Vater durch Christum im Himmel haben. Martin Luther.

Die Symbolik des Kranzes.

Wenn wir am Totensonntag wiederum zu den Gräbern unserer Lieben wandeln und ihnen blühende Blumen und einfache dunkle Kränze bringen, so tun wir das gewiß nicht aus Tradition, sondern aus dem herzlichen Bedürfnis heraus, unsere Toten zu ehren, ihres schweren, aber auch reichen Lebens eingedenk zu sein und uns der Blicke zu erinnern, die uns auferlegt wurden. Schmerz heißt gewiß der tiefe Sinn dieses Tages. Aber ganz anders muß er uns erscheinen, wenn wir uns die Symbolik der Kränze klar machen, die wir in Wehmut auf die kleinen Hügel legen.

Der Kranz war von jeher bei allen Völkern das Symbol der Sonnenscheibe. Die Bildnisse der Lichtgötter wurden zuerst mit Blumentronen geschmückt, sodann aber auch die Kämpfer und Sieger. Die Kränze der Priester deuteten den Sieg über finstere Gewalten an. In Irland wurde früher am 1. September eine Blumentrone zum Kirchhof gebracht. Nur junge Mädchen durften die Blumen hierfür sammeln und die Krone winden. Der schönste Jungling des Dorfes trug sie in Prozession zum Gottesacker. An der obersten Spitze der Krone waren Äpfel aufgehängt. Wenn einer davon während der Prozession herunterfiel, nahm man das als unheilvolles Zeichen entgegen; erhob das aber auf dem Kirchhof, so bedeutete es Unheil.

Rosmarin ist Totenkraut
hier in unserm Lande“

sagte der schlesische Dichter Holtei, rotaselbe Ringelblumen, Christanthemum, aber auch Rosen sind die Zeichen unserer Liebe am Totensonntag. In einem alten Volkslied singt die unglückliche Braut:

Tragt mich nach dem Kirchhof zu,
Dort liegt mein Leib in kühler Ruh'.
Dort in dem Rosengarten
Wird mich mein Bräutigam erwarten.“

Aus Blumen rundet sich der Kranz, das Symbol des Sieges. Freilich — dieser Sieg muß durch den bitteren Tod bezahlt werden, durch das Sterben für die Familie und das Vaterland. Als im Jahre 1816 Breuken das Totenfest für den letzten Sonntag des Kirchenjahrs einführt war es zum Gedächtnis der Gefallenen. In demselben Sinne ehren wir heute die Millionen Toten des Weltkrieges.

Auf dem Grabdenkmal des Dichters Sophokles lesen wir:

„Leise umklimme den Hügel des Sophokles, wachender Steu,
Leise und über den Stein wehe das arüne Gelod.“

Leise nur sitzt sich der Steu zum Kranz. Mit äher Kraft klammert er sich an den Stein, wissend daß ihm das nur die Kraft gibt. „Sei treu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Unsere Brüder waren treu bis in den Tod. Wir, denen noch das Geschenk des Lebens anteil ward, stehen, Kränze in den Händen, trauernd an ihren Gräbern und sehen aus durch die Wolken schimmern — den Preis für ihre Treue.

Trauerfarben im Wandel der Zeiten.

Der Brauch, die Trauer um einen Verstorbenen durch besondere Farben der Gewänder kundzugeben, reicht weit in die Vergangenheit zurück. Schon die alten Ägypter beizien ihre Trauerfarbe die ein rotbräunliches und sehr leuchtendes Gelb gewesen sein soll und die man deshalb gewählt hatte, weil sie das Sinnbild des vom Baume gefallenen, toten Herbstlaubes vorstellte. Eine ähnliche Farbe erwähnt die Kulturgeschichte der alten Perjer als Trauerfarbe, nämlich ein kräftiges Braun, das aber nicht leuchtende sondern eher düstere Töne aufwies. Auch bei den Griechen und Römern der klassischen Zeit hatte sich, vielleicht auf Grund des ägyptischen Vorbildes, die Sitte eingebürgert zur Trauer besondere Farben zu tragen, doch bei ihnen trugen Männer und Frauen verschiedene gefärbte Trauergewänder: die Männer schwarze als Symbol der düsteren schwarzen Unterwelt und die Frauen weiße Kleider. Als besonderes Zeichen tiefer Trauer galt es dann noch, wenn man im Trauerkleid bartlos ging.

Im Mittelalter trauerte man in ziemlich verschiedenen

hundert findet man diesen Brauch — die weiße Farbe als vornehme Trauerfarbe; bald aber trat die schwarze Farbe an die Stelle des Trauerweiß, wenn auch im 16. Jahrhundert noch einmal die Mode aufkam, daß die Frauen, besonders Wittwen in Weiß trauerten, indem sie weiße Trauerkleider und Schleier trugen. In England und Frankreich trauerte man im Mittelalter sehr oft in violetten oder gar roten Kleidern worauf man ebenfalls die weiße Farbe als Trauerfarbe einführte, eine Sitte, die in England indes nur bis zum 16. Jahrhundert und überhaupt nicht allgemein befolgt wurde, da s. B. der im 13. Jahrhundert lebende König Heinrich III. von England immer nur in schwarzen Gewändern getrauert hatte.

Im 17. Jahrhundert galt in Deutschland nur mehr die schwarze Farbe als Farbe der vornehmen Trauer, über in denen aber alsbald ein so großer Luxus getrieben wurde, daß man eine eigene Trauer-Luxus-Ordnung einführen mußte. In Leipzig s. B. verbot man im Jahre 1634 das Trauen der „langen Maulschleier“, die als Trauertracht — es waren weiße Schleier, die man zu schwarzen Kleidern trug — damals sehr beliebt waren. In Zeiten großer Kriessnöte wurde das Trauertragen überhaupt unterlaßt oder wenigstens sehr eingeschränkt um „unnötige Unkosten zu vermeiden“ wie eine derartige Verordnung die in Bittau im Jahre 1613 erlassen wurde meldet.

Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die Sitte aufgekommen, die Trauer auch durch Anlegen eines schwarzen Florbandes zu kennzeichnen. Ihr Erfinder war der im Hause Fugger in Augsburg als Buchhalter angestellte Mathias Schwarz, ein Mann, in dessen Leben die Kleidermode eine so große Rolle spielte, daß er und seine Söhne sich in allen Moden, die sie mitmachten, abbilden und diese Bilder lobann in einem Buch vereinigen ließen. Mathias Schwarz also der in Augsburg übrigens schon öfter neue Moden „geschaffen“ hatte, erschien im Jahre 1507 einmal bei einer Beerdigung in einem Hut der mit einem schwarzen Florband umwunden war. Und damit war die Mode des Trauerflors, der am Hut getragen wurde, gemacht und aus ihr entwickelte sich nach und nach dann auch der schwarze Armflor.

Schwarz ist seitdem, wenigstens in den Kulturländern, die Farbe der Trauer geblieben. Zu einer auf der ganzen Erde einheitslichen Trauerfarbe ist es allerdings noch immer nicht geworden. Denn bei den Arabern findet man bisweilen noch die Sitte, in blauen Kleidern zu trauern, und im Reich der Mitte, in China, wird auch heute noch in weißen Kleidern getrauert, denn der Chinese betrachtet, da nach seinem Glauben der Tote auch weiterhin als guter Geist bei ihm bleibt den Tod nicht als die schmerzliche Trennung, als die wir ihn empfinden weshalb er denn auch keine düstere Trauerfarbe trägt.

Dagegen begegnet man auf fernen Südeinseln ab und zu dem Schwarz als Trauerfarbe. So beispielsweise bei den Eingeborenen der Insel Neu-Mecklenburg, wo sich die Leute ihr gewöhnlich mit roter Erde und Öl künstlich abbleichen Saar zum Zeichen der Trauer mit Ruß schwarz zu färben pflegen, wie denn auch die Wittwen als „Trauerkleid“ ein schwarzes Band um den Hals tragen.

M. A. v. Mütsendorff.

Befestigte Friedhöfe.

Als man im Mittelalter begann, die Toten in der unmittelbaren Nähe der Gotteshäuser zu bestatten, nachdem die Bestattungen innerhalb der Kirchen nunmehr durch sehr strenge Verbote geregelt worden waren, entstanden damit auch die Friedhöfe oder Kirchhöfe, wie man sie nannte, weil sie zunächst nur in den Höfen um die Kirche herum angelegt wurden. Diese ersten gemeinsamen Begräbnisplätze der Gemeinden bekamen nun eine ganz besondere Bedeutung, namentlich auf dem Lande, da sie mit eigenen Rechten ausgestattet waren, wie s. B. mit dem sehr wichtigen „Mortrecht“, das jeden Verbrecher oder sonst Schuldigen, wenn er sich auf den Friedhof flüchtete, insofern schützte, als sich der Betreffende erst nach dem Verbrechen, daß ihn keine Leib- oder Leben bedrohende Strafe treffen würde, der Gerichtsgewalt auszuliefern brauchte.

Die unsicheren und kriegsgefährlichen Zeiten des späteren Mittelalters machten auch eine Maßnahme notwendig, die uns heute sehr seltsam vorkommt, nämlich die Befestigung von Kirche und Friedhof. Schon bei der Anlage der Kirchen wählte man immer Plätze, die möglichst im Mittelpunkt des Ortes gelegen und oft auch etwas erhöht liegend, sich von der Umgebung isolierten. Die Friedhöfe wurden dann mit festem Mauerwerk, ja selbst manchmal mit Gräben und Wehrsängeln umgeben sowie auch ihre Eingänge durch zweckmäßige Sicherungen, wie s. B. Türme, geschützt. Auch die Kirchtürme gehörten, wie Köhler nachweist, in dieser Zeit mit zu den Befestigungsanlagen der Städte. Noch heute kann man ab und zu derartig befestigte Friedhöfe sehen, wenn es auch dem Unkundigen kaum auffällt, wenn er den höher als keine Umgebung liegenden und statt ummauerten Friedhof betrachtet, daß es sich hier einst um eine richtige Befestigungsanlage handelte. Mit festen Mauern hat man die Friedhöfe übrigens auch später immer noch versehen, selbst die Friedhöfe, die sich inmitten der Städte, also im Schutze der Stadtmauer, befanden.

Kreuze am Weg.

Ein trüber Tag. Da kehrt Erinnern auf
Und dreht zurück den atemichellen Lauf
Des Schicksalsrades. Weinem Sinnen
Erschließt sich neu, was einstens war.
Und wieder träume ich die frohe Schaar
Der Freunde, die an meiner Seiteritten,
Den Siegespreis des Lebens zu gewinnen;
Grabkreuze säumen meinen Weg.
Da sind die Auen, frühestes Gedemem
Der ersten Jugend, dann entglitten
Ins ewig dunkle Meer. Wie ferne Sagen
Die längstvergangenen, die besten Tage,
Und Glück, das einnt befehlte, vorbei,
Und Leid und Freud dahin, ein Einzelel.
Ein Kreuz am Wege mahnt, ein stummer Hluel,
Und weiter laßt es mit verbäntem Flügel
„Wohin die Fahrt? Wer will die Räder lenken,
Da über Stein und Sturz der Wagen rast?
Und schwerer immer, wuchtender die Last
Durchlebter Jahre, hinter mir geschäuft
Im Zwang der Zeit, die ruhlos vorwärtstreibt,
Grabkreuze säumen meinen Weg.“

Heinrich Heis.

Der „Friedhof der Fremden“ in Rom.

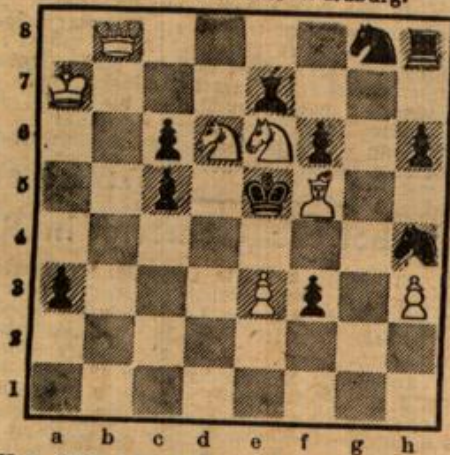
In Rom, an der alten Porta Ostiensis, im Schatten der Cestius-Pyramide, liegt ein Friedhof, der in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat und den jeder Besucher Roms mit ehrfürchtiger Andacht betritt. Es ist der „Friedhof der Fremden am Scherbenberg“, wie ihn die Römer nennen, gewöhnlich der „protestantische Friedhof“ genannt, auf dem aber die Angehörigen aller Bekenntnisse außerhalb der katholischen Kirche ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Diesen Friedhof, uns allen aus Goethes Werken bekannt, schildert Walter Friedling in einem Aufsatz der „Gartenschönheit“. Als Goethe in Rom weilte, bestand der Kirchhof erst kurze Zeit, und als er damals dichtete: „Hermes, führe mich weiter, Cestius' Mal vorbei, leile zum Orkus herab.“ ahnte er nicht, daß sein Sohn hier einmal von seinem ruhelosen, verkehrten Leben ausruhen werde. Das Monument, das den besonderen Charakter dieser Gräberstätte bestimmt, die Pyramide des Cestius, ist das Grabmal eines Römers aus augustischer Zeit, dessen in den Kolonien erworbenes Vermögen zur Aufrichtung der 37 Meter hohen mit Marmorplatten besetzten Pyramide nach seinem Tode verwendet wurde. Der herrliche Sarkophag, der darunter stand, wird heute im Kapitollinischen Museum aufbewahrt. Die Entstehung des Friedhofs entsprang der merkwürdigen Bitte eines deutschen Diplomaten Georg Antonius Werpup. Dieser hat bei einer Audienz den Papst, der ihn nach seinen Eindrücken von den Denkmälern Roms fragte, dem Oberhaupt der Kirche eine Bitte vortragen zu dürfen: „Wenn ich dereinst in Rom sterben sollte, möchte ich im Schatten der Pyramide des Cestius beerdigt werden.“ Der Papst gab ihm die Erlaubnis, und als Werpup nach wenigen Jahren bei einer Wagenfahrt tödlich verunglückte, erinnerten sich seine Angehörigen der päpstlichen Erlaubnis und erhielten nach anfänglichem Widerstand die Genehmigung zur Bestattung. Es war der erste Fall, daß ein Nichtstatthoff innerhalb der Mauern Roms zu Grabe getragen wurde. In den nächsten Jahren folgten dann weitere Beisetzungen: auch die Kinder Wilhelm v. Humboldts, die in Rom starben, wurden auf diesem älteren Friedhof zur Ruhe abetted, der ganz im freien Felde lag und dessen Grabmäler der Reichsdiplomatie durch rohe Hände ausgeleert waren. Erst spät aelana es die Genehmigung für die Anlage eines Wallarabens zu erlangen, der noch heute diesen Ort der Toten umzieht. Im Jahre 1822, als die Zahl der Toten fremder Nationen immer mehr zunahm, wurde dann der jüngere Friedhof errichtet, der mit einer Mauer umgeben ist. Heute beteiligen sich viele Völker an der Pflege und Unterhaltung des Friedhofs: die in Rom beglaubigten Vertreter Amerikas, Englands, Deutschlands und anderer Länder bilden eine besondere Kommission, in der der britische Botschafter den Vorsitz führt und der deutsche die Geschäfte leitet. Die einzelnen Nationen haben hier ihre besonderen Lieblings-, deren Ruhestätte sie besuchen und schmücken. Die Engländer wallfahren zu den Gräbern der beiden großen Dichter Shelley und Keats; für die Deutschen aber bilden die Hauptanziehung der einsame Grabstein Auaukt von Goethes, die Gräber des genialen Künstlers Carstens, des großen Baumeisters Gottfried Semper und des Malers Hans von Marées dem sein Freund Adolf Hildebrand den würdigen Grabstein geschaffen. Noch zahlreiche andere Deutsche ruhen hier; doch ziehen sich auch aus Eitelkeit verschiedene Persönlichkeiten durch Tafeln verewiaen, die weder in Rom gelebt haben noch in Rom begraben sind. Von alten, herrlich gewachsenen Bäumen von Fieberheilbäumen mit eigenartiger Rinde und blaugrünem Laubwerk, von Judasbäumen, Vinken und Palmen bestanden, empanat der heilige Garten „eine Belücher.“ schreibt Frischling. Die langen Zeitläufe ziehen hier einen Baumbestand arch werden, dessen Eindruck sich niemand entziehen kann. Kamellen und Azaleen in großen römischen Töpfen umsäumen die Wege. Wenn alles grünt, blüht und duftet, ist die Wirkung überwältigend. Gleich einer entlegenen Oase ist hier ein Stück Welt erhalten geblieben, das fern vom Getriebe der ewigen Stadt noch heute eine Zeit wachruft, da viele unserer Großen lebten.“



Schach

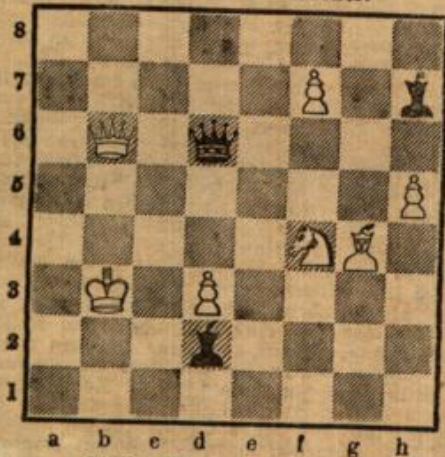
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

580. M. Schweider-Würzburg.



WeiB: Ka7, Db8, Lf5, Sd6, e6, Be3, h3;
Schwarz: Ke5, Th8, Le7, Sg8, h4, Ba3, c5, c6, f3, f6, h6.
Matt in 3 Zügen.

581. Fr. von Wardener.



König-ultimo-Langstzüger.
WeiB: Kb3, Db6, Lg4, Sf4, Bd3, f7, h5;
Schwarz: Dd6, Ld2, h7.
Matt in 2 Zügen.

582. Partiestellung.

WeiB: Kh3, Dc2, Ta1, e7, Sf5, Ba2, b2, c3, g3, h2;
Schwarz: Kf8, Df3, Tf4, Ba7, b7, g5.
Schwarz am Zuge setzt in 2 Zügen matt.

580. Im Dreizüger-Turnier des „Frankischen Volksblattes“ mit dem ersten Preis ausgezeichnet. „Diese alle andern überragende Aufgabe mit ihrem klassischen Variantengefüge, ihrer vorzüglichen Raumaussnutzung und Ökonomie ist ein Meisterwerk.“ Der Schlüsselzug wird bald gefunden, wenn man erst sieht, daß dem schw. K. das Feld d5 gesperrt bleiben muß, aber dann kommt ein Feuerwerk von brillanten, oft weit ausholenden Mattführungen. — 581. Unsere sehr konservative Lösegermeinde muß ein Nachsehen haben, wenn in der Nähe der Weihnachtszeit der Schachpegasus sie einmal ins Schachmärchenland bringt; direkt zum Schachmärchenkönig, Freiherrn F. v. Wardener, Kroisbach in Steiermark. Die Umstellung in diese neue Art der Schachdichtung ist nicht leicht und schon die Namen, die gerade der genannte hochbegabte Schachkomponist um viele neue vermehrt, schrecken zunächst ab: Sperrzüger, Schachabwehrzüger, Anti-Kreuzzüger, Wahlkönigszüger und nun gar

König-ultimo-Langstzüger. Die Sache ist hier leichter als der Name: Der schwarze König fehlt noch; er entsteht erst am Zielfeld eines der schwarzen Steine aus diesem. Ziehen muß der schwarze Stein, der den längsten Weg frei hat. (Maximummer!) Im Diagramm also falls Schwarz am Zuge wäre, Lh7 d3 K. Nach dem weißen Schlüsselzuge aber haben alle drei schwarzen Steine den gleich langen Weg. Wer nun auch zieht und zum Ultimokönig wird Weiß setzt dann sofort matt. Eine Aufgabe von hoher künstlerischer Schönheit! — 582. Aus der Praxis für die Praxis.

Partie Nr. 281. — Aljechins Verteidigung.
Fernturnier der Leipz. Ztg. 1924.

WeiB: Dr. Meyer-Mannheim; Schwarz: G. Menke-Kiel.
1. e4, Sf6; 2. e5, Sd5; 3. Sc3! Sxc3; 4. dxc3, Sc6;
5. Sf3, d6; 6. Lf4, Lg4; 7. Lc4! Lxf3; 8. Dxf3, dxe5;
9. Lg5! e6; 10. Df5! e6; 11. Lxe6, De7; 12. 0-0-0, Td8;
13. Lh4, Td6; 14. Ld5, Sd8; 15. Dc8, Tb6; 16. Lf7+, Kxf7;
17. Td7, aufgegeben

Partie Nr. 282. — Französisch.

Westfal. Turnier in Bad Oeynhausen, September 1924.

WeiB: Dr. Kramer; Schwarz: Dr. Schäfer.
1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. exd5, exd5;
5. Ld3, Ld6; 7. Se2, 0-0; 8. Dd2, Sd7; 9. 0-0-0, Tfe8;
10. Tdel, Sf8; 11. Sg3, Ld7? (Lg4!) 12. Sh5, Le7; 13. Txe7,
Dxe7; 14. Lxf6, aufgegeben. (Wenn 14., gxf6,
dann Dh6.) Die Partie erhielt einen Schönheitspreis.

Rätsel

Bilder-Rätsel.



Magisches Quadrat.

••••• Für die Punkte setze man die Buchstaben;
••••• a, a, d, e, e, e, f, l, n, n, s, s, t, t, u, u
••••• derart ein, daß man die somit entstandenen
••••• Wörter ebenso senkrecht wie wagrecht ab-
••••• lesen kann. — Die vier Reihen müssen
folgendes bedeuten: 1. Italienische Tragödin,
2. Soldaten, 3. Gewinn aus Früchten, 4. Wasservogel.

Abstrich-Rätsel.

Anker, Birne, Verona, Sonne, Oheim, Kanne, Donner, Nenner.
Von jedem Wort sind drei Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen. Die übrigen Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen ein Sprichwort.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 266:

Geographisches Silben-Rätsel: 1. Georgien, 2. Egeri, 3. Marseille, 4. Edam, 5. Ilse, 6. Neidenburg, 7. Euphrat, 8. Sues, 9. Gobi, 10. Engadin, 11. Rhone, 12. Niger, 13. Eibsee, 14. Hondo. Gemeines gerne hören ist gemein. — Rätsels Saul, Maul, Gaul, Paul. — Palindrom: Mais, Siam.

Richtige Lösungen sandten ein: Helms u. Alfred Appelfelder, Heinz Balling, Theo Braubach, K. Dörner, Ottilie u. Adolf Füllbach, Hans-Egon Hackbarth, Erica Hörmann, Alex Lang, A. Lipowsky, Albert Müller, Pia u. Lis, Edgar Schlayer, Walter Wirbelauer, sämtlich von Wiesbaden; Else Hachenberger, Karl Plötz, Walter Hachenberger u. Karichen Füll von Sonnenberg; Otto Prückel von Hahn i. T.